

Ostern 2015

«Zwei Völker in deinem Leib»

Auch in diesem Jahr feiern Juden ihr Pessach und die Christen Ostern am selben Datum. Brigitta Rotach leitet die Kulturprogramme im «Haus der Religionen» Bern. Ihre Mutter ist Jüdin, ihr Vater Christ. Die Religionswissenschaftlerin schildert, wie sie den Sederabend, den Osternachtgottesdienst und das Mazzenbrechen erlebt hat. Ab und zu war hohes Fieber das Resultat.

Von Brigitta Rotach

Über Ostern schreiben? Ausgerechnet ich? Eine fromme Seele bin ich zwar, doch mit einer gebrochenen religiösen Biographie. In eine gemischte Familie hineingeboren, mit jüdischer Mutter und christlichem Vater, habe ich es mir – aus welchen Gründen auch immer – zur Lebensaufgabe gemacht, eine Ordnung in die Religionen in meinem Herzen zu bringen. Gerade Ostern ist da besonders dramatisch, inhaltlich natürlich, aber auch terminlich. Fällt doch, Ostern häufig mit Pessach zusammen. Erinnerungen an frühere Jahre kommen da hoch wie ich zwischen Kreuzwegprozession, Sederabend, Osternachtgottesdienst und Mazzenbrechen hin und her gerannt bin. Ein Hochseilakt, der auch mal mit hohem Fieber im Bett und fern der Zerreihsproben endete. Dabei scheint es ursprünglich gar nicht so kompliziert gewesen zu sein. Heisst es doch im Matthäus-Evangelium, Kapitel 26:

«Aber am ersten Tage der ungesäuerten Brote traten die Jünger zu Jesus und fragten: Wo willst du, dass wir dir das Passalamm zum Essen bereiten?»

Er sprach: Geht hin in die Stadt zu einem und sprecht zu ihm: Der Meister lässt dir sagen: Meine Zeit ist nahe; ich will bei dir das Passa feiern mit meinen Jüngern. Und die Jünger taten, wie ihnen Jesus befohlen hatte, und bereiteten das Passalamm.»

Zwei rivalisierende Geschwister

Jesus hat also mit seinen Jüngern Pessach gefeiert. Ganz selbstverständlich und arglos wird dies im Neuen Testament überliefert. Doch heute hat die Eucharistie und auch der Grüne Donnerstag nichts mehr mit dem jüdischen Sederabend zu tun. Christen feiern nicht Pessach und Juden sicher nicht Ostern. Für mich war genau dies über Jahre ein Spiessrutenlauf. Schlüsselerlebnis zu einem neuen Umgang mit den beiden konkurrierenden Festen war da vor Jahren ein Vortrag in der Benediktinerabtei Dormitio auf dem Berg Zion in Jerusalem, als der Historiker Israel Yuval von der Hebräischen Universität zu Theologiestudierenden aus aller Welt sprach. Seine Thesen haben mich elektrisiert und seither nicht mehr losgelassen. Yuval geht in die Anfangszeiten der Zeitenwende zurück und zeigt, wie Judentum und Christentum sich aus ihrer unmittelbaren Nähe durch be-

wusste, oft polemische Abgrenzungen und gegenseitige Antworten zu je eigenständigen Religionen entwickelt haben. Dass das Christentum auf dem Judentum aufbaut, ist bekannt. Dass sich aber auch das rabbinische Judentum erst als Antwort auf das erstarkende Christentum formierte, ist eine neue und von jüdischen Forschern postulierte These. Wenn man Familienmethaphern braucht, spricht man heute also nicht mehr vom Judentum als Mutter des Christentums, sondern sieht in den beiden Religionen eher zwei rivalisierende Geschwister. An Ostern/Pessach wird dies besonders deutlich.

Pessach ist Erinnerung

Erinnern wir uns kurz, worum es bei Pessach geht. Wie bei allen jüdischen Festen steht eine historische Erinnerung im Zentrum. Hier sozusagen die Erinnerung der Erinnerungen, der Auszug aus Ägypten oder noch genauer, der Moment des Aufbruchs wird gefeiert, die göttliche Befreiung aus der ägyptischen Sklaverei. Damals mussten die Kinder Israels vor der letzten und schrecklichsten Plage, dem Tod der Erstgeborenen, ein Lamm schlachten und mit dem Blut ein Zeichen an ihre Tür malen, um verschont zu werden. Als sie nach dieser schrecklichen Nacht vom Pharao freigelassen wurden, hatten sie laut dem biblischen Bericht in der Eile des Aufbruchs keine Zeit mehr, den Brotteig durchsäuern zu lassen. Daran soll man sich beim Essen der ungesäuerten Brote erinnern, wie es etwa in Exodus 13,14 heisst:

«Und wenn dich heute oder morgen dein Sohn fragen wird: Was bedeutet das?, sollst du ihm sagen: Der HERR hat uns mit mächtiger Hand aus Ägypten, aus der Knechtschaft, geführt.»

Keine verpflichtende Liturgie

Jesus hat mit seinen Jüngern dieses Erinnerungsfest gefeiert. Allerdings nicht so wie es heute am Seder üblich ist. Dies verrät eine kleine Passage in der Liturgie für den Sederabend. Fünf Rabbiner (jüdische Gelehrte des Altertums) werden da erwähnt, «die in Bne Brak zusammensassen und die ganze Nacht über den Auszug aus Ägypten erzählten, bis ihre Schüler kamen und sie daran erinnerten, dass es Zeit zum Morgengebet sei». Keine Rede ist dabei von einer verpflichtenden Liturgie, einer festgesetzten und in einem Buch – der Hagga-da – verfassten Ordnung mit Texten und Liedern. Vorgegeben war wohl einfach, sieben Tage lang ungesäuertes Brot zu essen, ein Pessachopfer im Tempel darzubringen, zusam-



Ursprünglich gar nicht so kompliziert. Brigitta Rotach.

Foto: Miriam Bollag Dondi

menzusitzen und gemeinsam an die wunderbare göttliche Errettung aus der Gefangenschaft zu erinnern. Angelpunkt für die weitere Entwicklung hin zu zwei konkurrierenden Deutungen des Pessachfestes, einer explizit jüdischen und einer theologisch ganz anderen, christlichen, war die Zerstörung des Jerusalemer Tempels 70 n.Chr. Anstelle des nun wegfallenden Tempelopfers schufen die beiden jungen Religionsgemeinschaften liturgischen Ersatz.

Opfer und Erlösung

Das Verständnis von Pessach als Fest des Opfers und der Erlösung blieb beiderseits bestehen, aber im werdenden Christentum erinnerte man dabei an die Passion und Kreuzigung Jesu. In der apokryphen Epistula Apostolorum heisst es sogar, dass Jesus den Jüngern erschienen sei und ihnen geboten habe, das Pessachfest im Gedanken an seinen Tod zu begehen. Mit der Zeit bildete sich vor allem in der Westkirche und Rom auch die Tendenz heraus, die Verbindung zum ursprünglich jüdischen Fest möglichst abzuschneiden. Unter anderem wurde Ostern nun absichtlich auf Sonntag festgelegt, den ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmond, während das Judentum am 14. Nissan festhielt, dem Vollmond selber.

Konkurrenz

Die Tendenz, die gegnerische Position implizit zu bestreiten und sich absichtlich davon abzugrenzen, ist aber nicht nur der erstarkenden Kirche vorbehalten. Ganz ähnliche Bestrebungen lassen sich neuerdings auch für die bis heute gültige rabbinische Form von Pessach festmachen. Während die drei alten Festagsymbole im Christentum betont christologisch gedeutet wurden, das Pessach-Lamm auf Christus als Agnus Dei bezogen, die Mazza zum Corpus Christi in der Eucharistie wurde und das Bitterkraut als Symbol für die Passio Domini steht, zeigen genau spiegelverkehrt dazu die Ausführungen des pharisäischen Rabbiners Gamaliel die jüdische Replik darauf:

«Rabban Gamaliel pflegte zu sagen: Wer diese drei Dinge zu Pessach nicht genannt hat, der hat seiner Pflicht nicht genügt, und zwar: das Pessach-Opfer, das ungesäuerte Brot (Mazza) und das Bitterkraut.

Wofür steht das Pessach-Opfer, das unsere Väter assen, als der Tempel noch bestand? Dafür, dass der Heilige, gelobt sei Er, an unseren Vätern in Ägypten vorübergegangen ist (pessach)...



Was sind Gemeinsamkeiten? Wo gibt es Parallelen und Abgrenzungen? Auch und vor allem in den Religionen. Das Bild zeigt den Beitrag «Bang» des chinesischen Künstlers Ai Weiwei im deutsch-französischen Pavillon an der Kunstbiennale in Venedig 2013.

Foto: kr

Wofür steht das ungesäuerte Brot, das wir essen? Dafür, dass der Teig unserer Väter keine Zeit zum Säuern hatte ...

Wofür steht das Bitterkraut, das wir essen? Dafür dass die Ägypter unseren Vätern in Ägypten das Leben verbittert haben.»

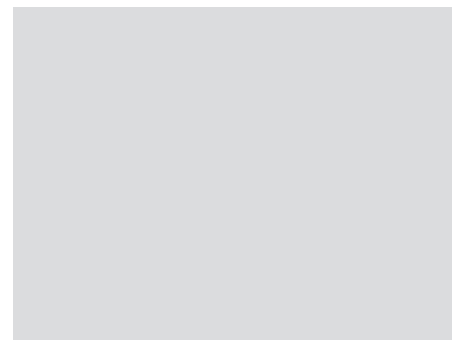
Das Lamm soll also betont nicht als Lamm Gottes stehen, das Brot ist nicht die Eucharistie, und die Bitterkeit meint nicht die Passion Christi. Die Pessach-Haggada erweist sich damit als Reaktion auf die christliche Neuinterpretation, entstanden aus dem Bedürfnis heraus, der selbstbewussten christlichen Deutung des Festes etwas eigenes Jüdisches entgegenzusetzen. Auf beiden Seiten das gleiche Muster, polemische Abgrenzung gegen ausen und nach innen der Versuch, eine klare Selbstdefinition zu finden.

Absichtlich und menschengemacht

Die je unterschiedlich «richtige» Deutung der Festsymbole wurden jetzt gegeneinander festgeschrieben und zur Abgrenzung religiöser Zugehörigkeit benützt.

Kein Wunder also, fiel es mir über Jahre schwer, die widersprüchlichen und gleichzeitigen Feste zu feiern. Natürlich ist es nun nicht möglich, die letzten 2000 Jahre der Religionsgeschichte ungeschehen zu machen und in die Zeitenwende zurückzuspringen. Doch zeigen

die liturgiegeschichtlichen Forschungen in Judentum und Christentum, dass viele der Differenzen erst im Laufe der Zeit entstanden sind, und zwar absichtlich und menschengemacht. Auch wenn ich heute eindeutig Pessach feiere, ist mir bewusst, dass bei aller theologischen Differenz beiden Festen das feierliche Erinnern an göttliche Befreiung und Erlösung und die Hoffnung auf eine endzeitlich heile Welt gemeinsam ist. In diesem Spannungsfeld zwischen «schon-jetzt» und «noch-nicht» setzen die beiden Religionen heute unterschiedliche Schwerpunkte, die gerade im Vergleich richtig zum Leuchten kommen. Solche Gemeinsamkeiten, Parallelen und Abgrenzungen zu untersuchen, zwischen Judentum und Christentum, aber auch allen andern Religionen, ist eine der spannenden Aufgaben meiner Arbeit im Haus der Religionen.



Verhältnis Kirche und Staat

Die Kirchen leisten mehr, als der Staat ihnen bezahlt

Am 27. März stellte Regierungsrat und Kirchendirektor Christoph Neuhaus den lange erwarteten Bericht zum Verhältnis von Kirche und Staat vor. Den Leistungen der Kirchen wird ein gutes Zeugnis ausgestellt. In der Stellungnahme des Regierungsrates zum Bericht wird dennoch eine Entflechtung des Verhältnisses favorisiert. So sollen die Pfarrer direkt von den Kirchen und nicht mehr durch den Kanton angestellt werden. Synodalratspräsident Josef Wäckerle nimmt zu den Berichten Stellung.

«**pfarrblatt**»: Die Landeskirchen wurden zur Erstellung des Berichts mit einbezogen. Wurden Sie nun trotzdem von manchen Schlussfolgerungen des Regierungsrates überrascht?

Josef Wäckerle: Überrascht nicht, jedoch enttäuscht. Wir signalisierten im Vorfeld unsere Bereitschaft, gemeinsam mit dem Kanton über die Weiterentwicklung des Verhältnisses von Kirche-Staat nachzudenken und zu verhandeln. Mit Ausnahme von Datenbereitstellungen waren wir weder beim Expertenbericht noch bei den politischen Schlussfolgerungen mit einbezogen. Konsultation hiess lediglich, dass wir die Entwürfe vor der Veröffentlichung zu Gesicht bekamen und dazu Stellung nehmen konnten. Die gemachten Vorschläge sind uns zu vage.

Der Bericht kommt zum Schluss, dass der monetäre Wert der Dienstleistungen, die durch die Kirchen erbracht werden, grösser ist als die ihnen vom Staat zur Verfügung gestellten finanziellen Mittel. Beruhigt Sie dieser Befund?

Es freut uns, dass nun offiziell bestätigt wird, dass die Kirchen für die Gesellschaft viel mehr leisten, als der Staat für die Kirchen bezahlt. Die Schlussfolgerung daraus müsste jetzt sein, dass die letzten Sparrunden bei den Kirchen zu weit gingen und weiteres Sparen nicht mehr gerechtfertigt ist.

Der Regierungsrat strebt keine Trennung von Kirche und Staat an, sondern will ihre enge



Gemeinsam konstruktive Lösungen finden.

Josef Wäckerle. Foto: Pia Neuenschwander

Verflechtung im Kanton Bern lockern.

Begrüssen Sie diese Gewichtung?

Der gewählte Weg scheint insofern sinnvoll, als ohne Verfassungsänderung das Kirchengesetz von 1945 überarbeitet werden soll. Bei einer Weiterentwicklung mit noch grösseren Änderungsabsichten wäre für beide Seiten das «Fuder wohl überladen» gewesen.

Insbesondere soll die kantonale Anstellung der Geistlichen durch den Kanton aufgegeben werden. Diese sollen nun neu von der Landeskirche angestellt werden.

Sind Sie auf eine solche Aufgabe vorbereitet?

Nein, denn wir kennen die uns vom Staat künftig auferlegten Rahmenbedingungen noch nicht. Wir können lediglich sagen: Es handelt sich für uns um die administrative Betreuung von 75 Vollzeit-Stellen für Pfarrpersonen.

In der katholischen Kirche bestimmt aber vor allem das Bistum über die Anstellung von Geistlichen. Erschwert oder erleichtert dies eine solche neue Aufgabe?

Heute sind für staatsbesoldete Geistliche abweichende Regelungen gültig. Es gibt eine Prüfungskommission für die Kirchendienstaufnahme und eine Kommission für die Stellenteilung zur pastoralen Grundversorgung. Der Grosse Rat entscheidet über die Stellenanzahl,

der Regierungsrat über die Kriterien zur Stellenverteilung. Dazu hat das Bistum mit der Anerkennung des bernischen Kirchengesetzes ja gesagt. Sollen wir heute hinter solch demokratische Errungenschaften zurückgehen?

Der Regierungsrat schlägt Massnahmen vor, die zu einer Stärkung der Landeskirchen führen würden. Dafür benötigt die Landeskirche aber finanzielle Mittel von den Kirchgemeinden. Rechnen Sie damit, dass hier noch viel Überzeugungsarbeit geleistet werden muss?

Wir müssen mit allen Beteiligten zusammensetzen, um konstruktive Lösungen zu finden. Heute wissen wir nicht, wie viel der Staat für diese Aufgabenübernahme zahlt. Auch die künftige Finanzierungsregelung für Pfarrstellen ist offen. Das wird noch verhandelt werden müssen. Unsere Anliegen sind, dass die historischen finanziellen Ansprüche respektiert werden, dass wir nicht mehr fast jährlich zum Budgetspielball des Parlaments werden und dass eine künftige Lösung langfristig nachhaltig und verlässlich ist.

Aus politischen Gründen will der Regierungsrat zurzeit keine weiteren Religionsgemeinschaften anerkennen. Ist dies ein kluger Entscheid?

Der Regierungsrat will Möglichkeiten für sogenannte «kleine» Anerkennungsschritte prüfen. Dasselbe empfiehlt die Rechtskommission der Röm.-Kath. Zentralkonferenz der Schweiz. Die Berner Kirchen haben sowohl in den religiösen Dialog als auch in den Bau des Hauses der Religionen finanziell viel investiert und damit einen grossen Beitrag zum Religionsfrieden geleistet. Anerkennungsmöglichkeiten für andere Religionsgemeinschaften zu schaffen, ist aufgrund des Bundesverfassungsauftrags zuerst Sache des Kantons.

Die Landeskirchen können nun auf diesen Bericht reagieren. In welche Richtung wird sich ihre Stellungnahme bewegen?

Vorerst müssen die gemachten Vorschläge geprüft und evaluiert werden. Die Landeskirchen haben bei der Konsultation gemeinsam eine erste grundsätzliche Position verfasst. Die Berichte gehen nächste Woche zur Stellungnahme an die Kirchgemeinden und die Abgeordneten der Synode. Die pastorale Seite wird ebenfalls zur Vernehmlassung eingeladen. Zudem findet im April ein Informationsanlass statt, wo den Experten Fragen gestellt werden können. Erst nachher wird unsere Stossrichtung konkret sichtbar.

Interview: Niklaus Baschung, «angelus»